



Elfriede Hammerl

Alles falsch gemacht

Kolumnen

ISBN: 978-3-552-06126-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06126-2>

sowie im Buchhandel.

Heimaten, Mz.

Wie viele Heimaten kann ein Mensch haben? Mindestens zwei, sagt meine Freundin Nurten. Neun war sie, als sie hierher kam, aus der Türkei. Wo bist du jetzt zu Hause? Hier, sagt Nurten. Und dann: Hier und dort. Dort auch.

Was meint sie mit hier? Österreich? Irgendwie hab ich's bis jetzt verpasst sie zu fragen, aber ich glaube nicht, dass sie, sagen wir mal, im Pustertal daheim ist.

Ich übrigens auch nicht. Das sagt nichts übers Pustertal, sondern nur was über die Tatsache, dass ich bis jetzt wenig Gelegenheit hatte, dort heimisch zu werden.

Es gibt Gegenden in diesem meinem Heimatland, die sind mir fremder als Grado. Nochmals: Ich distanziere mich nicht von ihnen. Aber sie haben sich von mir distanziert. Also: fern gehalten. Bisher. Wie das Leben so spielt.

In Grado fühle ich mich nicht sehr fremd. Ich gehöre zu der Generation, die praktisch an der italienischen Adria aufgewachsen ist. Naja, mehr oder weniger. Ich eigentlich weniger, weil ich viele lange Kindheitssommer auch in dem zugebracht habe, was jetzt das steirische Thermenland heißt. Damals *the middle of nowhere*, vornehm ausgedrückt. Mannshohe Kukuruzfelder. Flirrend heiße Nächte.

Viel später gab's eine Phase, in der war das Salzkammergut angesagt.

Unglaublich schön, das Salzkammergut, aber ich habe lange gebraucht, bis ich aufgehört habe, mir darin verirrt vorzukommen. Eine Gegend, in der der Mais höchstens kniehoch wird! Eine Gegend, in der es Augusttage auf nicht mehr als zwölf Grad bringen können, von den Nächten ganz zu schweigen!

Dafür Triest. Venedig. Oder die verschlafenen kleinen ehe-

maligen Garnisonstädtchen im Banat: auf Anhieb vertraut, vielleicht wegen Joseph Roth. Und wegen der k. u. k. Architektur, die unsereins mit der Muttermilch.

Hingegen, sagen wir mal, mitteldeutsche Kleinstädte: fremdes Ausland. Schmucke Häuser, aber fremd.

Gelegentlich auch Liebe auf den ersten Blick. Sofort Nähe und Verbundenheit. Als wäre man immer schon. Als hätte man einander nie *nicht* gekannt. Wohlgemerkt, ich meine Städte, Orte, Landschaften. Du kommst zum ersten Mal hin und gehörst her, obwohl du vielleicht kein Wort von dem verstehst, was sie rund um dich reden.

Ist mir schon passiert, und dabei bin ich extrem sprachfixiert. Aber: Wenn Sprache Heimat ist, kommt es ohnehin auf die Klangfärbung an. Ich rede jetzt gar nicht vom hohen deutschen Norden, wo sie mich beim Bäcker verständnislos anstarren, obwohl ich eh Brötchen statt Semmeln verlangt habe. Mir genügt Bayerisch, um zu wissen, dass ich in der Fremde bin. Wer dem Münchnerischen (behäbiger, ländlicher Dialekt) eine die Gefahr des Verwechselns bergende Ähnlichkeit mit dem Wienerischen (leichtfüßig, städtisch) ablauscht, muss Schweinsohren haben.

Anderswo braucht es Menschen. Was mich anlangt, so bin ich in Berlin mehr daheim als in, sagen wir jetzt mal, St. Veit an der Glan, weil in Berlin Leute wohnen, die ihr Heim mit mir teilen, wenn ich in Berlin bin, während ich in St. Veit an der Glan abends allein in einem Hotelzimmer sitzen müsste.

Keine einzige, ein Staatsgebiet umfassende Heimat also, sondern viele kleine Heimaten, heimatartige Stützpunkte innerhalb und außerhalb der Staatsgrenzen. Na und?

Ich bin insofern fein heraus, als mir niemand ansieht, dass ich gar nicht im ganzen Land daheim bin, wenn ich sage, ich bin in diesem Land daheim.

Und ich bin insofern fein heraus, als mir niemand Illoyali-

tät diesem Land gegenüber unterstellt, weil die Frage, ob ich mich auch noch anderswo daheim fühle, gar nicht zur Debatte steht.

Manche haben es da schwerer. Weil man ihnen ansehen will, dass sie sich hier gar nicht daheim fühlen, auch wenn sie sich hier daheim fühlen.

Weil ihnen abgesprochen wird, sich hier daheim fühlen zu dürfen, obwohl sie sich hier daheim fühlen.

Oder weil man ihnen abverlangt, sich gegen jede andere Heimat zu entscheiden, wenn sie hier daheim sein wollen. Als ob geteilte Loyalität nicht auch auf Konfliktvermeidung statt auf Konflikte hinauslaufen könnte.

Andererseits: das geeinte Europa. Bin ich Europäerin? Naja. Siehe oben. Rotterdam hat sich mir noch nicht erschlossen. Zum Beispiel. Wofür Rotterdam nichts kann. Ich aber auch nicht.

Die jungen Menschen in meiner Umgebung: Auslandssemester da, Studienjahr an internationaler Einrichtung dort. Nachher pflegen sie Freundschaften zwischen Stockholm und Barcelona, haben Stützpunkte von Boston bis Rom. Ausweitung des Heimatbegriffs?

Zugegeben, in den höheren Schichten ist immer schon Weltläufigkeit vorgekommen. Und für die Kinder aus wirklich armen Verhältnissen ist Boston nach wie vor weit weg. Aber sehen wir das Positive: Insgesamt haben mehr Jugendliche mehr internationale Kontakte als früher. Und vielleicht stehen Freundschaften von Prag bis Lissabon eventuellen nationalen Feindschaften ja doch im Weg.

Neulich wollte ich einem alten Freund nach seiner Rückkehr aus London bei der Wohnungssuche in Wien helfen. Ziemlich kosmopolitischer Mensch, der Freund. War Jahre in London und New York und was weiß ich, wo sonst noch.

Das klingt jetzt vielleicht blöd, sagte er. Aber *über* die

Donau geh ich nicht. Dort fühl ich mich einfach *fremd*. Verstehst du?

Vollkommen. Josefstadt und Donaustadt, Hietzing und Döbling, Favoriten und Fünfhaus* sind nur kompatibel, wenn man nicht in Wien aufgewachsen ist.

* Wiener Bezirke

Glücklich als Eisbär

»Ich bin aber gerne eine Frau!«

Ihr habt gerade über die Einkommensschere geredet oder über die gläserne Decke – und auf einmal meldet sich diese eine, die sich unter Garantie immer meldet bei solchen Debatten, und sagt, nein, wirft euch wie einen Fehdehandschuh ihr Bekenntnis ins Gesicht: *Ich bin aber gerne eine Frau und ich möchte nie im Leben ein Mann sein, weil ich nämlich stolz bin auf meine Weiblichkeit!* Und dabei blickt sie herausfordernd in die Runde, als hätte die Runde gerade versucht, sich mehr oder minder brutal ihrer Geschlechtsmerkmale zu entledigen.

Sie ist gerne Frau.

Ja, und? Was heißt das?

Ich bin auch gerne eine Frau, weil ich gerne ich bin. Weil zu meinem Ich gehört, dass ich eine Frau bin, bin ich gerne eine Frau. Gerne ich bin ich, weil es mir persönlich gut geht.

Aber ich wäre, glaube ich, nicht so gerne eine Frau im Sudan. Oder in Nigeria. Oder in Kuwait. Oder in Indien. Oder auch hierzulande, falls ich eine Frau wäre, die gerade ins Frauenhaus flüchten muss. Und ich werde ungern eine Frau sein, die weniger Pension kriegt als ein Mann. Doch das bedeutet nicht, dass ich gerne ein Mann wäre, sondern nur, dass ich genau so viel Pension kriegen möchte wie ein Mann.

Möglicherweise wäre ich ja gern ein Eisbär im ewigen Eis, wenn ich ein Eisbär im ewigen Eis wäre. Ein Eisbär im Zoo wäre ich möglicherweise nicht so gern. Falsch, vielleicht wäre ich auch gern ein Eisbär im Zoo, wenn ich ein Eisbär im Zoo wäre, weil mir ja die Vergleichsmöglichkeiten fehlten. Aber falls ich doch unglücklich wäre als Eisbär im Zoo, wäre ich dann lieber kein Eisbär oder nur lieber nicht im Zoo?

Was versteht die, die sagt, dass sie stolz ist auf ihre Weiblichkeit, unter ihrer Weiblichkeit? Ihr Styling (High Heels und enger Fummel)? Ich habe auch viel übrig für Klamotten, für weibliche Klamotten in meinem Fall, aber angenommen, ich wäre nicht nur ein Mann, sondern sogar einer jener Männer, die sich nichts aus Klamotten machen – wäre ich deshalb ungerne ein Mann? Und was würde die stolze Weibliche sagen, wenn Weiblichkeit in ihrem Fall Arbeitskittel und Dreckputzen hieße?

Ich bin gerne eine Frau, das heißt übersetzt wahrscheinlich: Ich bin gerne eine Frau, weil ich als Frau Anklang finde, während ihr alle, die ihr Kritik an der Rolle der Frau in der Gesellschaft übt, das nur deshalb tut, weil ihr ganz persönlich keinen Anklang findet.

Ist aber nicht so. Strukturelle Benachteiligungen wahrzunehmen, zu diskutieren und zu verurteilen verursacht weder abschreckende Gesichtszüge noch sonstige Entstellungen. Weswegen auch unsereins Anklang findet, vielen Dank. Und sollte unsereins vielleicht nicht (mehr) misswahlauglich sein, dann liegt das nicht an unserer kritischen Wahrnehmung und würde sich wahrscheinlich auch durch Verzicht auf dieselbe nicht ändern.

Soll heißen: Wenn eine einmal (oder öfters) nicht ganz so gerne eine Frau ist – weil sie als Mann wahrscheinlich den Posten bekommen hätte, den sie als Frau gerade nicht bekommen hat, oder weil sie als Mann in ihrem Alter bessere Chancen hätte auf dem Partnerschaftsmarkt, oder weil von ihr, wenn sie ihr Bruder wäre, nicht erwartet würde, dass sie ihren Beruf vernachlässigt, um die alten Eltern zu pflegen – dann spricht das weder gegen ihre Attraktivität als Frau noch dafür, dass sie ernsthaft eine Geschlechtsumwandlung wünscht, sondern schlicht gegen Verhältnisse, die ihr als Frau einen besser bezahlten Posten verwehren, weniger Chancen auf dem Partner-

schaftsmarkt einräumen oder die Rolle der selbstlosen Pflegerin diktieren.

Obwohl: Meistens sind wir trotzdem gerne Frau, einfach, weil wir uns gern haben. Wir sind gerne wir selber, weil wir uns ungern von uns trennen würden. Die Vorstellung käme irgendwie einer vorgestellten Selbstvernichtung gleich.

Ich bin gerne eine Frau, weil ich mich nicht anders kenne und weil ich nicht an Selbsthass leide.

Diejenigen, die berechtigter Kritik an gesellschaftlichen Rollenzuweisungen ein »Ich bin aber gerne Frau!« entgegen schmettern, missverstehen oder diffamieren damit Gesellschaftskritik als Selbsthass, möglicherweise sogar als berechtigten Selbsthass, weil sie unterstellen, dass die Kritisierende – die in ihren Augen bloß sich selbst kritisiert – mit gutem Grund kein gutes Haar an sich lässt.

Tatsächlich jedoch geht's bei der Debatte um geschlechtsspezifische Rahmenbedingungen nicht darum, ob wir uns und unsere Geschlechtszugehörigkeit akzeptieren, sondern darum, ob wir akzeptieren, was andere aus unserer Geschlechtszugehörigkeit ableiten.

Die Ablehnung starrer Geschlechterrollen samt daraus resultierender Ungerechtigkeiten ist etwas anderes als eine Ablehnung der Geschlechtszugehörigkeit (die ja, im Gegenteil, sehr oft mit einem ziemlich konservativen Rollenverständnis zusammenhängt).

Ach was, zu kompliziert gedacht. Wahrscheinlich ist diejenige, die so gerne eine Frau ist, so gerne eine Frau, weil sie glaubt, dass es ihr nur als Frau gelingt, einem Abteilungsleiter-schicksal mit ekelhaft viel Kohle zu entgehen.

Größe 34

Die Mädels werden heutzutage immer größer. Dafür werden die Klamotten immer kleiner.

Schätzungsweise jede dritte Siebzehnjährige in Mitteleuropa ist rund eins fünfundsiebzig. Wenn sie sich modische Kleidung kaufen will, kriegt sie Textilien angeboten, die allenfalls kleingewachsenen, untergewichtigen Zwölfjährigen passen – falls die die Luft anhalten: strumpfenge Tops, unter denen sich die Rippen abzeichnen, Röckchen, in denen jeder einigermaßen normale Popo aussieht wie ein Elefantenhintern, Hosen bis maximal Größe 34, die bei den Knöcheln enden, obwohl sie über die Schuhe fallen sollten.

Dazu die Schuhe: Die großen jungen Mädchen haben entsprechend große Füße, aber was sie in den Schuhgeschäften vorfinden, sind Aschenbrödelmodelle, zierliche Pantöffelchen für winzige Püppchen, die auf hohen Stiletts trippelnd gerade mal Durchschnittsgröße erreichen würden.

Abgesehen davon, dass die hochgewachsenen Mädchen nicht unbedingt noch sehr viel höher gewachsen aussuchen wollen, gibt es auch sonst nichts halbwegs Flottes in ihrer Schuhgröße. In 41 wurde, heißt es, nur ein einziges Paar geliefert, das ist längst weg, und in 42 stehen entweder Herrentreter oder ein, zwei Paare trostloser Latschen für fußmarode Liebhaberinnen der gusseisernen Dauerwelle zur Disposition. Sogar Größe 40 ist neuerdings wieder ein Problem: *ist aus, ist weg, gibt es pro Filiale nur einmal* (so als handle es sich bei Vierziger-Schuhen bereits um U-Boote aus einer perversen Sonderanfertigung).

Neulich mitangehört, wie eine Verkäuferin in einem Schuhgeschäft zu einer Kundin sagte: »Wenn man Größe 40 hat,

sollte man keine hellen Schuhe tragen, weil damit sieht der Fuß *noch größer* aus.«

Dass die Mode auf Schrumpffrauen setzt, ist nicht neu. Geschnürte Taillen, verkrüppelte Füße, gequetschte Brüste – alles schon da gewesen. Allerdings liegt die letzte Hochblüte der kleinen, zierlichen Püppchenfrau gute vierzig Jahre zurück. Ende der Fünfziger, Anfang der Sechziger des 20. Jahrhunderts herrschten die gesellschaftlichen und modischen Übereinkünfte, auf die wir scheint's gerade wieder zusteuern.

Mädchen sollten damals nicht zu groß sein. (Waren sie's doch, wurden sie abfällig *lange Latte* genannt und mussten sich anhören, dass sie sicher keinen Mann bekommen würden, wenn sie ihr Wachstum nicht schleunigst einstellten.) Mädchen sollten kleine Füße haben. Sie stöckelten auf Bleistiftabsätzen und trugen kleine *Handtaschen*, die man nicht über die Schulter hängen konnte, was den *Handlungsspielraum* der Trägerinnen stark einschränkte. Das war so gewünscht, denn Mädchen sollten sowieso nicht zu viel handeln, sondern zurückhaltend abwarten.

Danach kamen Zeiten, die waren zwar auch nicht frei von gesundheitsgefährdenden Modetorheiten wie Plateausohlen oder die Eingeweide komprimierenden Jeans, aber insgesamt billigte die Mode den Frauen *mehr Platz* und mehr Bewegungsfreiheit zu. Groß zu sein wurde schön. Schuhgröße 40 wurde Durchschnitt. Flache Absätze waren schick. Taschen wurden über der Schulter getragen und waren geräumig genug, um auch dicke Zeitungen aufzunehmen. Blazer kaschierten Speckfalten.

Jetzt haben die Taschen wieder kurze Henkel und okkupieren die Hände. (*Kelly-bag?* Klingt gut. Nur dass die meisten, die sowas tragen, nicht wie Grace Kelly damit ausschauen, sondern wie Margaret Thatcher.) Ansonsten: siehe oben.

Was denken sich die Erzeuger beziehungsweise Vertreiber

von Damenbekleidung, wenn sie Bekleidung für Puppenfrauen erzeugen beziehungsweise vertreiben, obwohl die Puppenfrau statistisch gesehen bei uns eine Minderheit darstellt?

Vielleicht denken sie nicht viel. Trotzdem hat Mode – auch wenn sich diejenigen, die sie entwerfen und propagieren, keiner ideologischen Zielsetzung bewusst sind – viel mit dem Zeitgeist, mit dem herrschenden gesellschaftlichen Bewusstsein zu tun.

Der modische Backlash passt zum allgemeinen Backlash. Die Mode macht die Frauen wieder klein und engt sie ein. Wer den Bauch einziehen, die Luft anhalten, zu kurze Schuhe aushalten, auf hohen dünnen Absätzen balancieren und eine Handtasche festhalten muss, die womöglich kaum Platz für Führerschein und Autoschlüssel bietet, stellt in der Regel nicht gerade ein Musterbeispiel an Souveränität dar.

Damit wir uns recht verstehen: Ich bekrittele das nicht als eine, die mit Mode nichts am Hut hat. Wäre ich eine Person, die mit sackartigen Latzhosen und ausgetretenen Turnschuhen das Auslangen fände, würde mir möglicherweise nicht viel auffallen. Aber gerade weil ich durchaus was übrig habe für ein bisschen Verkleidung (und ein bisschen Abwechslung in der Verkleidung) ist mir nicht wurscht, was läuft.

Also, was weiter? Biologisch sind den Verkürzungsbestrebungen der Mode Grenzen gesetzt. Mädchen können sich zwar zu Skeletten hungern (wie man weiß, tun sie das bedauerlicherweise auch), trotzdem bleiben sie – und ihre Füße – so lang, wie sie nun einmal sind, was bedeutet, dass ihnen ein größerer Teil der auf dem Markt gehandelten Textilien nicht lang genug ist.

Für wen ist die Mode bestimmt, die nicht für große Mädchen bestimmt ist? Für kleine arme Mädchen aus armen Weltgegenden, aus denen der listige Anschaffer sich eine Gefährtin *importiert*, wenn er eine Abhängige um sich braucht, die das

Leben kleinlaut gehalten hat? Der Verdacht schleicht sich leider ein. Und er ist alles andere als beruhigend.

Bleibt eine kleine Hoffnung. Die, dass letzten Endes doch nur schlicht am Markt vorbei produziert und vertrieben wird. Das müsste sich ja dann bald an den Produzenten und Vertreibern rächen. Schön wär's.